

erzählung ist nicht dessen *Pilgrim's Progress*, sondern *Grace abounding to the Chief of Sinners*.

Beide Veröffentlichungen zusammen bieten einen instruktiven Überblick über das Täuferium des 16. Jahrhunderts und eine umsichtig konzipierte Darstellung der Geschichte der deutschsprachigen Mennoniten.

Martin Rothkegel

Martin Rothkegel und Reinhard Assmann (Hg.): Eine freie Kirche in einer freien Gesellschaft. Freikirchliche Perspektiven auf das Verhältnis von Kirche und Staat. Schriftenreihe des Berliner Instituts für vergleichende Staat-Kirche-Forschung 30, Berlin 2019, kart., 338 S., ISBN 978-3-931232-375; Bestellungen direkt am Institut, Bethaniendamm 25, 10997 Berlin.

„Eine freie Kirche in einer freien Gesellschaft“ ist der Titel der zwölf Vorträge, die auf einer internationalen Tagung des Instituts für Vergleichende Staat-Kirche-Forschung und der baptistischen Theologischen Hochschule Elstal am 6. und 7. Dezember 2017 in Berlin gehalten wurden. Diese Vorträge verfolgen die Entwicklung des Verhältnisses von Staat und Kirche vom Täuferium und den Polnischen Brüdern sowie Sozinianern des 16. Jahrhunderts über die Baptisten im England des 17. Jahrhunderts, das sich seit dem 18. Jahrhundert entwickelnde Verhältnis von Staat und Kirche in den Vereinigten Staaten von Amerika, den Zusammenhang von Dissentertum und Liberalismus im England des 19. Jahrhunderts zur Black Church in der Bürgerrechtsbewegung der USA, den deutschen Freikirchen im 19. Jahrhundert und im Nationalsozialismus, auch zu den Freikirchen in der DDR und Polen. Abgeschlossen wird diese Vortragsreihe mit einem kurzen Abriss über „Staat, Kirchen und Freikirchen in der Bundesrepublik Deutschland“, den ein Richter am Amtsgericht Hannover und Leiter des Instituts für Religionsfreiheit an der adventistischen Theologischen Hochschule in Friedensau vorgetragen hat. Im Zentrum der meisten Beiträge stehen die Baptisten, von den Veranstaltern der Tagung bewusst so gewollt, eingestreut ist ein Beitrag über die Herrnhuter Brüdergemeine und zu Beginn, wie bereits erwähnt, eine Erörterung der täuferischen Stellung zur weltlichen Obrigkeit im Reformationsjahrhundert von Astrid von Schlachta. Interessant ist nicht nur die zeitliche und geographische Spannweite der Vorträge, sondern vielversprechend sind auch die internationalen

Fachleute, die sich mit ihrer Expertise auf nuancenreiche Weise zu Wort gemeldet haben. So wird deutlich, dass es „die“ Freikirche nicht eigentlich gibt, sondern unterschiedliche Traditionen ausgebildet wurden, in denen das Verhältnis zwischen Staat und freikirchlich verfassten Religionsgemeinschaften geregelt wurde.

Die Problematik, die sich mit der Stellung der Freikirchen zum Staat bzw. umgekehrt mit dem verfassungsrechtlich geregelten Umgang des Staates mit den Freikirchen verbindet, wird auf fachkundige Weise von den Herausgebern in der Einleitung beschrieben. Dieser Umgang ist in der Bundesrepublik Deutschland von dem Grundgesetzartikel über die Trennung von Kirche und Staat bestimmt, die allerdings nur halbherzig ausgestaltet wird. Die Freikirchen kommen nicht in den Genuss der staatlichen Förderung durch finanzielle Zuwendungen, den administrativen Einzug der Kirchensteuer und die finanzielle Ausstattung der akademischen Bildungseinrichtungen wie die großen, einst staatstragenden evangelischen und katholischen Kirchen. Diese „hinkende“ Trennung (S. 325), wie sie gelegentlich genannt wurde, ist der Kontext, in dem das Tagungsthema diskutiert wird und seine kritische Schärfe erhält, gelegentlich auch mit einem Anflug von Selbstkritik.

Mit dem Hinweis auf die Täufer verbindet sich gewöhnlich die Erinnerung an die Ursprünge der freikirchlichen Tradition, die „erste Freikirche“, im Zeitalter der Reformation: frühe Forderungen nach Glaubens- und Gewissensfreiheit, Toleranz und freier Religionsausübung, insgesamt der Trennung von Kirche und weltlicher Herrschaft. Zu Recht hat Astrid von Schlachta (Privatdozentin in Regensburg und Leiterin der Mennonitischen Forschungsstelle auf dem Weierhof) darauf hingewiesen, dass „Freikirche in einer freien Gesellschaft“ im 16. Jahrhundert einen Anachronismus darstellt. Noch waren Gesellschaft und Staat nicht soweit, den Täufern einen Freiraum zuzugestehen, in dem sie sich in religiöser Selbstbestimmung selbst entfalten konnten. Die Freiwilligentaufe, die zu ihrem hervorstechenden Merkmal wurde, stieß auf allgemeine Ablehnung und wurde als Angriff auf die politische und geistliche Ordnung der Zeit empfunden und als Devianz verfolgt und bestraft. So blieb die Erneuerung der Kirche, wie die Täufer sie anstrebten, sozusagen negativ an die Obrigkeit gebunden, wie dieser Anachronismus wohl verstanden werden musste. Nicht zuletzt war es diese angeschlagene Freiheit, die den Versuchen einer religiösen Selbstverwirklichung eine recht unterschiedliche Gestalt verlieh und die Grenzen zwischen biblischem Auftrag der Gemeinde und obrigkeitlich verord-

netem Wohlverhalten nicht eindeutig ziehen ließ. Das ist für das spätere Täuferium eindrucksvoll herausgestellt worden. Das wurde nicht an dem frühen leidvollen Prozess der Täufer, die Kirche aus den Zwängen des Corpus Christianum zu befreien, wie auf der Suche nach den Anfängen des Freikirchenkonzepts zu erwarten gewesen wäre, sondern an den späteren separatistischen Entwicklungen der Täufer und Mennoniten demonstriert, an Gemeinden, die in ihrer Gesellschaft nicht frei, sondern wohl teilweise nur geduldet, aber im Grunde immer noch willfährig oder bedrängt waren. Illustriert wurde die Variationsbreite täuferischer Positionen an Balthasar Hubmaier, Menno Simons und Peter Riedemann. Doch diese Beispiele sind keineswegs so charakteristisch, dass sie den Eindruck nahelegten, das Täuferium hätte insgesamt einen vitalen Impuls für die weitere Entwicklung einer freikirchlichen, weltweit ausgreifenden Tradition geben können. Die beiden ersten Beispiele rechnen in ihrem Obrigkeitsverhältnis mit einer Partizipation der Christen an obrigkeitlichen Ämtern, und das letzte Beispiel ist ein sehr besonderer Fall eines konfessionellen Separatismus mit beschränkter Reichweite.

Kräftigere Impulse für ein freikirchliches Konzept gingen hingegen von baptistischen Gemeinden in England und Nordamerika aus. Darüber berichtet der englische Historiker John Coffey, ein ausgewiesener Kenner des englischen und amerikanischen Protestantismus. Auch wenn sich in und unmittelbar nach der Englischen Revolution des 17. Jahrhunderts das Prinzip der Religionsfreiheit nicht durchsetzen konnte, haben dennoch radikale Forderungen weitergewirkt. Sie haben sich mit frühauflärerischen Anschauungen verbunden und bald Eingang in Nordamerika gefunden. Darüber berichtet der baptistische Theologe Curtis W. Freeman (Duke University School of Divinity). Er verfolgt die Anregungen, die aus England von Roger Williams und der englischen „Dissenter Tradition“ in den englischen Kolonien weitergeführt und bald einen Weg in die Verfassung der Vereinigten Staaten von Amerika gefunden haben. In dieser Entwicklung zeigt sich, dass das Freikirchenkonzept nicht eigentlich an einen kirchlichen Separatismus und an politische Enthaltsamkeit gebunden war, sondern sich im Kampf um sozialreformerische Neuerungen Ausdruck verschaffte und den politischen Raum mitzugestalten half. Diese Tendenz setzte sich dann im 19. Jahrhundert in England fort, wie der Kirchenhistoriker Gerhard Lindemann (Dresden) zeigt, wo sich Impulse der Dissenters mit Reformforderungen des philosophischen und politischen Liberalismus verbanden

und zum Beispiel im Kampf um die Abschaffung der Sklaverei und in den Aktivitäten der Arbeiterbewegung mitwirkten.

In Deutschland haben sich die Freikirchen, vor allem Baptisten und Methodisten, anders entwickelt. Sie haben ihre angelsächsischen Wurzeln geschwächt und die Verantwortung für die Gesellschaft aufgegeben. Unter dem Eindruck der pietistischen Erweckung haben sie ihren Auftrag verinnerlicht, sich eine apolitische Gesinnung zugelegt, aber sich zunehmend der politischen Ordnungsmacht des Reiches in einem deutsch-nationalen Sinn ergeben. Nur so meinten sie, sich in einer teilweise animosen Umgebung behaupten zu können. So ist das Programm des *Social Gospel* des Baptisten Walter Rauschenbach kaum auf Widerhall gestoßen, ebenso wenig die Bejahung der Revolution von 1848 durch den Hamburger Prediger Julius Köbner. Gerhard Oncken sah in den Revolutionären eine „Partei Satans“ (S. 239). Diese Entwicklung im 19. Jahrhundert wird von Thomas Hahn-Bruckart, Habilitand an der Evang.-Theologischen Fakultät der Universität Mainz, facettenreich nachgezeichnet. Das ist gleichzeitig auch die historische Voraussetzung, die den Weg der Freikirchen in ein grundsätzlich positives Verhältnis zum Nationalsozialismus des Dritten Reichs zu erklären vermag. Darüber hat Andreas Liese, Vorsitzender des Historischen Beirats des Bundes Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden in Deutschland, ausführlich informiert. Die Mennoniten, die seit einiger Zeit auch dabei sind, ihre Vergangenheit unter dem Nationalsozialismus aufzuarbeiten, werden nicht erwähnt. Auf ihre Weise könnten sie das Erscheinungsbild der anderen Freikirchen aber bestätigen. Vor allem das befremdliche Verhältnis zur Weimarer Republik, obwohl hier ja die Trennung von Kirche und Staat in die Verfassung aufgenommen worden war, und die Furcht vor dem Bolschewismus haben sie alle bestärkt, sich dem Führer des Dritten Reichs anzuvertrauen, so groß auch die Sorge war, mit den großen Kirchen gleichgeschaltet zu werden und ihre Identität zu verlieren. Schließlich soll noch der argumentativ bedachte Vortrag des Zeithistorikers Imanuel Baumann über die Lage der Baptisten in der Etablierungsphase der SED-Diktatur in der DDR erwähnt werden, eine andere Gelegenheit, sich in einer Diktatur zu behaupten. Beides wird registriert: politisches Wohlverhalten und in einzelnen Fällen zurückhaltend-halbherzige Loyalität oder, wie im Falle des baptistischen Laienpredigers Helmut Samjeske, geschickt geäußerte Kritik.

Diese Vorträge zeigen, wie eng das Selbstverständnis aller Kirchen mit dem Verhältnis zu Politik, Staat und Gesellschaft verbunden ist, und

auch, wie intensiv das religiöse Selbstverständnis der Kirchen die Einstellung zu Staat und Gesellschaft bestimmt, umgekehrt die politische Einstellung das kirchliche Selbstverständnis in Mitleidenschaft zieht. So sind alle Kirchen aufgerufen, wachsam zu sein und aus der Geschichte für ihre Zukunft zu lernen. Dazu regt dieser Sammelband an. Er ist hochbedeutsam.

Hans-Jürgen Goertz

James C. Enns: Saving Germany. North American Protestants and Christian Mission to West Germany, 1945 – 1974, Studies in the History of Religion, Series Two, 77, McGill-Queen's University Press, Montreal, Kingston, London und Chicago 2017, 308 Seiten, ISBN 978-0-7735-4912-8 (Ln.), 978-0-7735-4913-5 (Paperb.).

Als der Zweite Weltkrieg zu Ende ging, waren nicht nur die Länder und Städte in Europa und insbesondere in Deutschland zerstört, auch die Menschen waren an Leib und Seele geschädigt (S. 3f). Die Christen in Nordamerika sahen beide Bedürfnisse: humanitäre Hilfe und geistliche Erneuerung („humanitarian relief and spiritual renewal“, S. 4). Die Monografie von James C. Enns basiert auf seiner Dissertation. Seine Bibliografie enthält mehr als 400 Titel (!). In fünf Kapiteln beschreibt er verschiedene christliche Gruppen, die den notleidenden Menschen in Europa, insbesondere in Westdeutschland, geholfen haben. Die nordamerikanischen Missionsgesellschaften traten an, um Deutschland zu retten („North American Protestants sounded the missionary call to save Germany“, S.18), indem sie die Reformation zurückbringen (siehe ebd.), d.h. Deutschland nach der Nazierrschaft wieder christianisieren und die deutsche Gesellschaft demokratisieren wollten („democratizing German society by promoting democratic principles in German church life“, S. 21).

Das große Verdienst des anzuzeigenden Buchs besteht darin, dass in ihm verschiedene nordamerikanische Missionsbewegungen in Westdeutschland in der Nachkriegszeit untersucht werden: die ökumenische Bewegung, die mennonitische und baptistische Mission und evangelikale Missionswerke. So blickt Enns nicht nur auf *eine* Gruppe, um ihre Wirkungen im historischen Kontext zu beschreiben, sondern zeigt parallele Entwicklungen auf.